

Henrik LeBUHN



Als Stadtforscher, der viel in den USA unterwegs war, kennt Henrik Lebuhn unzählige Geschichten von Städten und ihren Bewohnern. Auf einer kleinen Brachfläche in Berlin erzählt er von der Blütezeit eines gigantisch großen Gemeinschaftsgartens, der sich vor nicht allzu langer Zeit auf einer enormen Industriebrache in Los Angeles entfaltete, ein Zuhause für unzählige Lebewesen wurde und dann wieder verschwand.

Die South Central Gardens sind 1992 im Stadtteil South Central in Los Angeles auf einer alten Industriebrache entstanden. Das ganze hat eine lange Vorgeschichte, die ich in meinem Buch ‚Stadt in Bewegung‘ ausführlich schildere, die ich jetzt aber mal weglasse. Mit einer Größe von ungefähr neun Fußballfeldern waren sie der wohl größte innerstädtische Gemeinschaftsgarten in den gesamten USA. Obwohl das Projekt wunderbar funktionierte, verkaufte die Stadt das Gelände im Jahr 2003 an einen privaten Investor. Der wollte dort nämlich Lagerhallen bauen. 2006, wurden die Gärten dann nach langen Protesten polizeilich geräumt. Ich habe mich ausführlich mit den South Central Gardens beschäftigt, weil ich finde, man kann davon ganz viel lernen: über die nicht-kommerzielle, alternative und vor allem auch kollektive Nutzung von städtischen Freiflächen; aber – leider, muss man sagen -- auch darüber, wo solche nicht-kommerziellen Projekte heutzutage ganz schnell ihre Grenzen finden.

Aber vielleicht erst noch mal ein paar Worte zu den Gärten selbst: Du musst dir das als eine riesige, wirklich riesige, grüne Freifläche vorstellen, die ganz merkwürdig eingekeilt war zwischen dem Stadtteil South Central. Das ist ein sehr armes Viertel, in dem vor allem Schwarze und Latinos wohnen. Und dem Stadtteil Vernon, der ein reiner Industriestandort ist, eine richtige fiese Betonwüste. Und da sitzt nun dieser Gemeinschaftsgarten mit etwa 300 Parzellen, die vor allem von Familien aus Lateinamerika bewirtschaftet werden und mit großen Gemeinschaftsflächen, die für Nachbarschaftstreffen, Picknicks, Parties und so weiter und so fort genutzt werden können. Und weil das Klima in Los Angeles so mild ist und die Leute in den Gärten vor allem Nutzpflanzen anbauen, können sich viele Familien zu einem großen Teil über die Gärten ernähren.

Dazu gibt es übrigens eine lustige Anekdote: Viele der Gärtner waren Latinos und waren bevor sie in die USA gekommen sind Kleinbauern. Und bei einem meiner Besuche haben die mir erzählt, dass sie, wenn sie ihre Heimatdörfer in Mexiko und Mittelamerika besuchen, die Samen von den Pflanzen aus ihren Dörfern und Region mitbringen. Die Einfuhr solcher Samen in die USA ist natürlich streng verboten. Da wird an der Grenze richtig scharf nach kontrolliert. Das haben die aber trotzdem gemacht: alle möglichen Gemüsesorten und Obst bis hin zu Bananenstauden aus El Salvador, aber auch Blumen, Heilpflanzen und Kräuter. Einfach alles. Und irgendwann hat ein Anthropologen von der Universität in Seattle mal eine Studie über die Gärten gemacht und der hat herausgefunden, dass es in ganz L.A. keinen einzigen Ort gab, der es in Sachen Biodiversität mit den South Central Gardens aufnehmen konnte.

Und ganz wichtig war auch der soziale oder organisatorische Aspekt, denn die Gärten waren komplett selbstverwaltet. Die Stadt hat die Brache 1992 zur Verfügung gestellt, und die Leute haben eine kleine Abgabe für Wasser an die Stadt gezahlt – aber so ziemlich alles andere lief autonom und selbstverwaltet.

Der tragische Teil beginnt dann 2003 als die Stadt das Gelände an einen Investor verkauft hat, der dort bauen wollte. Der hat die Fläche natürlich unter dem Gesichtspunkt gesehen, wie viel Rendite die abwerfen könnte. Und die Stadt hat argumentiert, sie ziehen Geld aus dem Verkauf und da entstehen Arbeitsplätze und der Investor zahlt dann ja auch Steuern, die wiederum vor allem das arme South Central gut gebrauchen kann. Das ist ja nicht mal völlig falsch – aber eben nur die eine Hälfte der Geschichte. Drei Jahre lang gab es riesige Proteste inklusive einer Besetzung der Gärten und eine große Medienkampagne und so weiter und so fort... hat alles nichts geholfen. Im Juni 2006 wurde geräumt und dann kamen auch gleich die Bulldozer.

Warum erzähle ich das alles? Mich hat in meinem Buch vor allem der Aspekt der Proteste und der Konflikt zwischen der Stadt und den Gärtnerinnen und dem Investor interessiert. Aber man kann da finde ich auch im Hinblick auf die Frage alternativer Ressourcennutzung viel von lernen:

Selbstorganisation: Wenn wir heute über alternative Ressourcennutzung reden -- in dem Gartenbeispiel geht's um städtische Freiräume aber wir können das glaube ich durchaus auch auf Strom und Energie übertragen --, dann wird in der Regel die Frage gestellt: Staat oder Markt? Also soll das staatlich bereit gestellt werden oder soll ein Unternehmen das machen. Dabei geht völlig unter, dass es ja auch Formen alternativer Ressourcennutzung jenseits von Staat und Markt gibt. Und damit meine ich jetzt nicht unbedingt Nonprofits oder klassische Stiftungen, sondern Prozesse von Selbstorganisation und Selbstverwaltung, die auf eine breite und aktive Basisbeteiligung angelegt sind. Da brauchen wir vielmehr soziale Phantasie!

Nicht-kommerzielle Nutzung: Interessant an dem Gartenbeispiel finde ich auch, dass das alles praktisch ohne Geld und völlig nicht-kommerziell ablief. Ok, man kann sagen, das ist trivial. Aber ich finde das ein wichtiges Detail. Nicht zuletzt, weil man heute ja ständig hört: Wenn die Sachen nichts kosten, gehen die Menschen auch nicht verantwortungsvoll damit um. Nur wenn man Geld für etwas zahlt, hat es auch einen Wert. Das ist wirklich ein gefährliches Argument. Das Beispiel der South Central Gardens zeigt genau das Gegenteil: Der verantwortungsbewusste, kreative, nachhaltige Umgang mit Ressourcen kann mindestens genauso gut sozial vermittelt sein und eben nicht über Geld!

Drittens zeigt das Beispiel aber auch, dass solche nicht-kommerziellen und gemeinschaftlichen Projekte in einer marktwirtschaftlich organisierten Stadt immer prekär bleiben, dass sie immer unter einem Vorbehalt stehen. Viele solcher Gärten werden ja über temporäre Zwischennutzungen oder über Pacht- und Mietverträge ermöglicht. Städte stehen heute unter einem immensen Druck, dass die Raumnutzung ‚sich rechnet‘, sag ich mal, dass die Kosten gedeckt sind, dass die Stadt und die Verwaltung wirtschaftlich und effizient handelt. Der Stadtforscher David Harvey hat dafür den Begriff der ‚unternehmerischen Stadt‘ geprägt. Die Stadt handelt mehr und mehr wie ein Unternehmen mit einer Kosten-Leistungs-Bilanz und einer betriebswirtschaftlichen Logik. Und deshalb ist da immer diese Versuchung, solche Räume oder Ressourcen, die außerhalb von Markt und Staat organisiert sind, wieder zurück zu holen in den Wirtschaftskreislauf. Durch Verkauf, oder Vermietung zum Marktpreis oder durch eine kommerzielle Nutzung oder gewinnorientierte Verwaltung. Und das ist vielleicht das wichtigste Fazit an der ganzen Geschichte: Wenn man Projekte, die auf die alternative Nutzung von Ressourcen abstellen, langfristig sichern will, dann darf man sich nicht auf die tagespolitische Konjunktur verlassen. Dann muss man von Anfang an immer auch über rechtliche und institutionelle Strategien nachdenken, wie man diese kleinen Utopien abzusichern kann. Damit sie Bestand haben und damit sie irgendwann auch gesellschaftlich wirksam werden können und über sich hinauswachsen.